

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

8 (10.1.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 3

oder Stadtverordnete sind, will die Kommunale Praxis jetzt mehr wie bisher mit gutem Mut zur Seite stehen. Die sozialdemokratischen Ehrenbeamten — deren Zahl ständig wächst — werden sicher gern Kenntnis nehmen, daß die Kommunale Praxis hinfort — in einer Aubeit Das Ehrenamt — sich mit den Rechten, Pflichten und den besonderen Aufgaben der Armenpfleger und Waisenräte befassen und ihnen eine regelmäßige Anleitung geben will. Der Abonnementpreis bleibt unverändert. Die Kommunale Praxis kostet pro Quartal 8 Mk. und wird durch alle Postanstalten, Buchhandlungen und Expeditionen geliefert. Probenummern kostenlos vom Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Protokoll des Außerordentl. Internationalen Sozialisten-Kongresses zu Basel am 24. und 25. November 1912 (Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H., Berlin). Preis 40 Pfennig.

Das Protokoll gibt die wuchtigen Friedensreden wieder, die bei der Demonstration sowohl wie bei dem Kongress selbst gehalten wurden. Auch die Rede, die der Baseler Pfarrer Tschäpfer am Vormittag des Kongressabendes im Münster gehalten hat, fand in dem Protokoll Aufnahme. Sie gibt den deutschen Lesern die Möglichkeit, interessante Vergleiche zwischen den Auffassungen deutscher und schweizerischer Arbeiter anzustellen. Die Reden des überaus interessanten Protokolls ist durchaus zu empfehlen.

Zu beziehen ist es durch alle Buchhandlungen und Expeditionen.

Für unsere Frauen.

Weshalb gibt es mehr kranke Arbeiterinnen als Arbeiter?

Jeder Arzt und jeder Sozialpolitiker, der sich mit dieser Frage beschäftigt hat, gibt die Antwort, daß der Körper der Frau weniger widerstandsfähig sei, daß Geburten und Schwangerschaften den Körper schwächen, und daß auch die Ueberbürdung besonders der arbeitenden Ehefrauen ein gut Teil Schuld habe. Das wird in dem ersten Band des Werkes „Krankheit und soziale Lage“, herausgegeben von Dr. Hoffe und Dr. Eugendreich (J. F. Lehmanns Verlag, München 1912) erneut festgehalten und dazu genau berechnet, daß in dem Alter von 16—35 Jahren die Arbeiterinnen, vom 35. Jahre an die Arbeiter eine höhere Sterblichkeitsziffer aufweisen. Außer den bereits angeführten Gründen wird noch die Gefährdung durch die gewerblichen Gifte in einer Reihe von Berufen genannt. Sie wirken zum Teil beunruhigend sehr ungünstig auf die Unterleibsorgane ein, eine große Zahl von Früh- und Fehlgeburten läßt sich auf sie zurückführen.

Weder diese noch andere Untersuchungen beschäftigen sich mit einer Erforschung der Bedingungen, unter denen Knaben und Mädchen heranwachsen. Und doch wird gerade in der frühesten Jugend und auch später noch im Haushalt an dem Körper des Mädchens schwer geschädigt und dadurch die Widerstandsfähigkeit sehr geschwächt. Während der Anabe sich auf der Straße tummelt — gewiß kein idealer Spielplatz, aber besser als die meisten Proletariatswohnungen — muß das achtjährige Mädchen und selbst jüngere schon Hausarbeit verrichten und die kleineren Kinder versorgen. Die Erholungszeit, die es genau so nötig hat, wie der Bruder, wird in Arbeitszeit umgewandelt. Das geht so fort bis es aus der Schule entlassen wird und in der Fabrik sein Brot verdienen muß. Aber auch dann sind Mädchen und Knaben noch nicht gleichgestellt. Ganz abgesehen davon, daß auch der unverheirateten Arbeiterin Hausarbeit zufällt, so lange sie mit der Familie zusammen ist, gibt es noch einen anderen Punkt, wo die geringere Bewertung der Mädchen sehr in Erscheinung tritt. Bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Familie wird stets dem Vater und den Söhnen das ganze oder der größere Teil der an sich kleinen Fleischportionen zugeteilt — die Mädchen müssen sich mit viel weniger zufrieden geben. Dr. Rosa Kempf, die die Ernährungsweise wüchziger Arbeiterfamilien untersucht hat, stellte fest, daß Mutter und Tochter stets bedeutend weniger, oft nur die Hälfte von dem erhalten, was der erwachsene Sohn beansprucht.

Ja, es ist eigentlich, der Sohn gibt verhältnismäßig weniger Geld von seinem Einkommen ab als die Tochter, trotzdem wird viel mehr für seine Verpflegung getan. Die Tochter muß noch arbeiten, wenn er ruht, aber man denkt nicht daran, diese doppelte Arbeitsleistung durch angemessene Verteilung der Kost auszugleichen. Hier wird der Keim gelegt zu der geringeren Widerstandsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Von schlechter ernährten Frauen kann man nicht das gleiche verlangen, wie von den Männern, und es leuchtet ohne weiteres ein, daß Krankheiten sie eher niederwerfen.

Frauenfortschritt im Auslande.

Hatte in Deutschland im Jahre 1912 vor allen Dingen der Organisationsgedanke und das politische Interesse der Frauen eine beachtliche Steigerung erfahren, so kann man vom Ausland auch von praktischen Erfolgen berichten.

In England allerdings kommt man nicht recht vom Fleck trotz aller verzweifelten Anstrengungen. Dort besteht aber bereits ein beschränktes kommunales Wahlrecht, und bei den Londoner Municipalwahlen wurden 22 Frauen als Stadtwahlreiter gewählt.

Die Regierungen der skandinavischen Länder Dänemark und Schweden brachten Gesetzentwürfe ein, die das politische Wahlrecht für die Frauen verlangten. In Dänemark wird erst in diesem Jahre über die Frage entschieden werden. In Schweden nahm die zweite Kammer den Gesetzentwurf mit großer Mehrheit an, die erste Kammer lehnte ihn jedoch ab. Die norwegische zweite Kammer beschloß die Zulassung der Frauen zu allen Stellen außer Ministerposten, geistlichen, militärischen oder diplomatischen Aemtern.

Die russische Duma sowie eine Kommission des Senats beschloßen, die Frauen zur Abolatur zuzulassen, eine Neuorganisation des Senats selbst steht noch aus. Die finnlandischen weiblichen Eisenbahnangestellten erhielten das Recht, auch nach ihrer Heirat im Dienste zu bleiben.

Ein weiblicher Landtagsabgeordneter wurde in Böhmen gewählt. Frau Witova-Annetida ging als Sieger aus der Wahl hervor, die Gültigkeit des Mandats wird aber bestritten, und es ist noch nicht entschieden, ob sie als Abgeordnete in das Parlament einzutreten wird.

In Italien glaubten die Frauen bereits nahe vor der Bewilligung eines beschränkten Frauenwahlrechts zu den Kommunen zu stehen, die Kammer lehnte aber die Einführung des Frauenstimmrechts ab. Eine Mutterschaftsversicherung, die allerdings noch sehr des Ausbaues bedarf, wurde eingeführt. Obwohl Theresia Radziola bereits in zwei Prozessen als Rechtsanwältin fungiert hatte, entschieden die beiden obersten Gerichtshöfe, daß die Frauen nicht zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden dürften.

In der Schweiz, im Kanton Zürich, fand eine Volksabstimmung statt über die Frage, ob eine Lehrerin auch nach der Berechtigung im Amt bleiben dürfe. Dank der eifrigen Agitation der Sozialdemokratie wurde das Lehrerinnenabstimmungsabgelehnt. Die Schweizer Sozialdemokratie nahm auf dem letzten Parteitag das Frauenwahlrecht in das Programm auf. Senat und Kammer in Frankreich beschloßen die Zulassung zur Vaterchaftsfrage, die bisher verboten war.

Eine Stadt in Transvaal — Johannesburg — wählte eine Frau zur Bürgermeisterin.

Der größte Fortschritt ist in Amerika zu verzeichnen. Dort hat die Bewegung gelegentlich der Präsidentschaftswahlkampagne auch ihren Einfluß auf die Frauenbewegung ausgeübt, um so mehr, als die neugegründete Fortschrittspartei das Frauenwahlrecht in ihr Programm aufnahm. Die Frauen beteiligten sich lebhaft und benutzten die Gelegenheit zu intensiver Propaganda für das Wahlrecht. Im Jahre 1912 haben drei neue Staaten: Kansas, Arizona und Oregon die politische Gleichberechtigung der Frauen eingeführt. Die kommunalen Rechte sind vielfach erweitert und den Frauen in manchen Städten wichtige Verwaltungszweige übertragen worden. Aber selbst in Portugal und China haben die Rechte der Frauen eine Erweiterung erfahren. In die Provinzialversammlung von Canton wurden vier Frauen gewählt.

Die deutschen Frauen können mit Recht auf viele der anderen Staaten sehen. Nirgends wird so sehr das Lob der Frauentugenden gesungen als in Deutschland, und nirgends scheint man auch wieder so von der Unfähigkeit der Frau überzeugt zu sein. Etwas weniger Lobgesänge und dafür Anerkennung unserer politischen und wirtschaftlichen Forderungen wäre und entschieden lieber.

Kleine Nachrichten.

Die Geister von Kaisersberg das Wort Frau erklärte. Das Wort Frau hieß im Mittelhochdeutschen bekenntlich „Froive“; dies gab dem berühmten Prediger Geiler von Kaisersberg Anlaß zu einer hübschen, wenn auch unanlantenden etymologischen Erklärung; in seiner Postille findet sich folgende Ableitung:

„Als wenn einer eine Frowe nimpt, so ist er zum ersten Male fro (froh); darnach wird aber ein We (Weib) draus; das fro wäret nit länger, bis daß er zur Kirche gegangen ist denselben Tag, aber das We wäret oft zwanzig oder dreißig Tage für und für, so lang sie leben; davon heißet ein Weib „Frowe“. — Die Ableitung ist natürlich wissenschaftlich nicht gerechtfertigt; ob sie moralisch gerechtfertigt ist, . . . ja, darüber muß mal eine Enquete veranstaltet werden . . .“

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 3.

Karlsruhe, Freitag den 10. Januar 1913.

33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 2:

Dem Eismeer entgegen. — Zu Gustav Falles 60. Geburts- tag. — Alerlei. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Für unsere Frauen.

Dem Eismeer entgegen.

Von Noald Amundsen.*

Der einzige, der bei unsrer Abreise Zeichen von Müh- rung kundgab, war der Himmel, aber der tat es auch mit allem Nachdruck. Als wir in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni den Anker lichteten, regnete es in Strömen. Sonst war die Nacht still und dunkel, und nur unsre Nächsten waren auf das Schiff gekommen, um uns Lebewohl zu sagen.

Aber trotz Regen und Dunkelheit und trotz des letzten Abschieds war die Stimmung auf der „Gjøa“ heiter und froh. Die Interimzeit der letzten Wochen, ohne eigent- liche Arbeit, hatte uns alle ermüdet. Für meine persön- lichen Gefühle kann ich keinen Ausdruck finden, und möchte es auch nicht. Die Anstrengungen der letzten Zeit, um alles vollends in Ordnung zu bringen, und meine ver- zweifelten Anstrengungen, die fehlenden Gelder zusammen- zubringen — dies alles hatte mich stark mitgenommen und mir Reiz und Seele angegriffen.

Aber nun war es überstanden, und niemand konnte die unsägliche Erleichterung beschreiben, die uns überkam, als die Nacht vom Ufer weglitt.

Außer den sieben Teilnehmern an der Expedition waren nur noch meine drei Brüder an Bord, die uns zum Christiania-Fjord hinaus das Geleit gaben. Es war still und ruhig auf der „Gjøa“, die ganze Navigation wurde vorläufig von einem Schlepptanker besorgt, den wir vor dem Bug hatten. Die Waade war dem Steuermann über- lassen sowie unsern sechs Hunden. Diese Hunde hatten schon bei der zweiten Expedition der „Fram“, die sie mit nach Hause gebracht hatte, gute Dienste geleistet. Arme Tiere! Es wäre besser gewesen, man hätte sie in Eis und Schnee zurückgelassen, statt sie dahin zu schleppen, wo sie sich, besonders in diesem Frühling, der so ungewöhnlich warm war, sehr übel befanden. Da standen sie neben- einander und sahen in dem Regen jammerwürdig aus — denn Regen ist das Schlimmste, was man einem Polar- hund bieten kann. Schon auf der Herreise hatten sie eine Seefahrt in Regen- und Nebelwetter durchmachen müssen, und jetzt war ihnen auf der Rückkehr eine zweite beschieden. Aber nun ging es ja auch wieder dahin — wo die armen Schelme daheim waren!

Um sechs Uhr morgens erreichten wir den Hafen von Horten, wo wir zweihundert Kilogramm Schießbaumwolle einnahmen. Sprengstoff kann bei einer Polarexpedition von großem Nutzen sein, und ich würde es als einen ent- schiedenen Fehler betrachten, wollte man ohne solchen aus- ziehen, selbst wenn es geschieht — wie das bei uns der Fall war —, daß man keine Verwendung dafür bekommt.

Um elf Uhr vormittags waren wir bei Färder. Das Wetter hatte sich gebessert und der Regen aufgehört. Als wir eben die Bugiertrosse losmachten wollten, riß diese von selbst ab und eriparte uns dadurch die Arbeit. Mit vollen Segeln fuhr die „Gjøa“ nun bei dem Wind südwärts und senkte ihre Flagge zu einem letzten Gruß an die Lieben da- heim. Lange verfolgten wir das Bugierboot mit dem

* Wir entnehmen diesen Aufsat dem jüngst in J. F. Lehmanns Verlag in München neu erschienenen hochbedeutenden Werk „Die Nordwest-Passage“ von Noald Amundsen. Der tüche Polarforscher hat bei der Entdeckung der seit Jahr- hundert gesuchten Nordwest-Passage die erste Probe seiner Fähigkeiten, die er nun bei der Entdeckung des Südpols so glänzend bewiesen hat, gegeben, indem er mit sechs Personen in drei Jahren mit einer kleinen Fregate den Seeweg zwischen Amerika und dem Nordpol erkundete. Das reich illustrierte Werk kostet elegant gebunden 10 Mk.

Fernrohr, lange schlangen wir unsre Mühen und beant- worteten die erst mit dem Boot in weiter Ferne verschwin- denden Grüße.

Nun waren wir also allein, und jetzt begann die Expe- dition im Ernst.

Schwerbeladen, wie die „Gjøa“ war, ging es nicht schnell vorwärts. Da alles zum voraus seeflar gemacht worden war, konnten wir sogleich unsern festen Dienst antreten. Die Waade wurde bestimmt, und die Freiwache zog sich zu- rüd. Wie herrlich war es! Kein Umtrieb, keine wider- wärtigen Gläubiger, keine langweiligen Menschen mit schlechten Prophezeiungen, oder zum mindesten mit spötti- chen Gesichtern. . . . Nur wir sieben vergnügten, zufrie- denen Menschen, die da waren, wo sie sein wollten, und nun in froher Hoffnung und festem Glauben der Zukunft entgegenstarrten. Der Welt, die so lange dunkel und traurig vor mir gelegen hatte, sah ich jetzt wieder mit Mut und Lust entgegen.

Der Leuchtturm von Risten war das letzte, was wir vom Festland sahen. In der Nordsee jagten ein paar Wind- stöße daher, die für die nicht Seefesten unter uns weniger behaglich waren. Die Hunde waren jetzt losgebunden und liefen frei umher. An den Tagen, wo die See hoch geht und die „Gjøa“ schlingert — denn das kommt vor — laufen sie von einem zum andern und studieren unsre Mienen. Die ihnen zugemessene tägliche Kost — ein getrockneter Fisch und ein Liter Wasser — befriedigt ihren Appetit durchaus nicht, und sie versuchen es daher auf alle mögliche Weise, sich eine Extramahlzeit zu ergattern. Alle miteinander sind alte Bekannte, und sie kommen ziemlich gut mitein- ander aus, wenigstens was den mütterlichen Bestand anbe- trifft. Bei den beiden Damen — Kari und Silla — hält dies schwerer. Kari ist die ältere von den beiden, und sie verlangt unbedingten Gehorsam, wovon sich Silla, die ja auch schon eine erwachsene Dame ist, sehr schwer findet. Die beiden liegen sich daher gar nicht selten in den Haaren. Da, der als Oberhaupt anerkannt wird, sucht diese Art Kämpfe so viel wie möglich zu verhindern. Es ist ein un- bezahlbarer Anblick, wenn der alte Ola — klug, wie ich nur wenige Hunde gesehen habe — mit diesen zwei Hünd- innen, einer auf jeder Seite, umspringt und einen Kampf zwischen ihnen zu verhindern sucht.

Das tägliche Leben geht bald seinen gewiesenen Weg, und jeder von den Teilnehmern macht den Eindruck, als passe er gerade für den ihm zuerteilten Posten ausgezeichnet. Wir haben eine kleine Republik auf der „Gjøa“, ein- gerichtet. Es gibt da keine strengen Gesetze, denn ich weiß selbst, wie unangenehm einem eine solche strenge Disziplin ammutet, in dem Augenblick, wo man sich auf offener See befindet. Man kann sehr gut seine Arbeit leisten, auch wenn die Rute der Disziplin nicht immer drohend ge- schwebt.

Meinen eigenen Erfahrungen gemäß hatte ich be- schlossen, soweit wie möglich an Bord Freiheit walten zu lassen, — jeder sollte das Gefühl bekommen, daß er in seinem eigenen Bereich unabhängig sei. Dadurch entsteht — bei vernünftigen Leuten — von selbst eine freiwillige Disziplin, die einen viel größeren Wert hat als die er- zwungene. Dabei bekommt jeder einzelne das Bewußtsein, ein Mensch zu sein, mit dem man als mit einem denkenden Wesen rechnet, und nicht nur wie mit einer Maschine, die aufgezogen wird. Die Arbeitslust wird vervielfacht, und damit die Arbeit selbst. Ich möchte das auf der „Gjøa“ angewendete System jedermann empfehlen.

Meine Gefährten schienen dieses Vorgehen auch sehr zu schätzen, und die Ueberfahrt auf der „Gjøa“ glich viel eher einer Ferienreise von Kameraden, als der Einleitung zu einem ernsten, jahrelangen Kampf.

Am 25. Juni fuhrn wir zwischen Fair Isle und der Orkney-Inseln hinaus in den Atlantischen Ozean.

Und nun hätten sie uns sehen sollen — die vielen, die uns hier schon den Untergang prophezeit hatten! Wir

vollen Segeln und einer frischen Brise aus Südost ging es mit Windeseile westwärts. Sie tanzt auf den Wogenkämmen — die „Gjöa“ — sie wetteiferte an Schnelle mit den Wiven!

Zu Gustav Falke's 60. Geburtstag.

11. Januar 1913.

Den „liebwertesten unter den Dichtern“ nannte unser Hamburgen Bruderblatt einmal den Lübecker Gustav Falke. Seit dieser Zeit figuriert sein Name andauernd im Verzeichnis empfehlenswerter Bücher für Arbeiter und Arbeiterkinder, stehen seine Gedichte im Schrank jeder Arbeiterbibliothek, werden sie gelesen von allen Proletariern, die Sinn haben für herzogwinende Poetengaben.

Aber lesen denn die Arbeiter lyrische Gedichte? Finden sie Zeit und Ruhe, Lyrik, d. h. also diejenige Gattung der Poesie kennen zu lernen, die zum unmittelbaren Ausdruck des subjektiven Gefühlslebens dient? Eine kürzlich erschienene Schrift Dr. S. Simons in Frankfurt über das Wesen der Lyrik sagt z. B. an einer Stelle:

„Durch das kleine Format seiner Kunstart und durch die weite Verbreitung der Fähigkeit, ein paar ständerte und sich reimende Reilen untereinander zu setzen, erkräftigt sich das lyrische Gedicht einer großen Popularität. Es wird unter den mit ihrer Sprache auch nur oberflächlich vertrauten Deutschsprechenden sicherlich einen ganz geringen Prozentsatz geben, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben ein Gedicht gemacht haben. Dazu kommt, daß man vom lyrischen Gedicht an sich weder Tiefe der philosophischen Erkenntnis, noch Plastik des stofflichen Vorgangs fordert.“

Wer da weiß, daß die Lyrik Ausgangspunkt überhaupt aller Poesie war, daß uns die Beobachtung der Naturvölker gelehrt hat, ihre lyrischen Gesänge als älteste poetische Produktion zu betrachten, wird dem Verfasser beistimmen.

Freilich behagt dem aufgeklärten Proletarier nicht schlechtweg jede Dichtung, auch wenn sie an sich gut und ein Kunstwerk ist. Sie suchen, um einen Ausdruck N. B. v. Schöffels zu gebrauchen, ihren Hausbedarf an Liedern dort zu decken, wo ihre Lust und ihr Schmerz wiederklingt, wo ihre Hoffnungen und ihre Ideale leuchten, wo den von heißer Arbeit durstigen Lippen weder Champagner noch Ablynth, sondern ein reiner Trank aus natürlicher Quelle geboten wird. Aber die Zeiten sind längst vorüber, wo die Arbeiter noch bitter klagten, sie mit der Kunst zu verschonen, bis die harten Kämpfe um Brot und Freiheit zu Ende seien, daß erst dann Zeit und Stimmung für künstlerische Genüsse vorhanden seien. Heute wissen die denkenden Arbeiter, daß die Teilnahme an künstlerischen Genüssen den Einzelnen nicht abtumpft in dem Kampfe um bessere Lebensbedingungen, sondern daß sie ihn eher noch mehr dazu anreizt. Wer einmal ahnt, welche wunderbaren Genüsse die Kunst zu bieten in der Lage ist, den drängt es, immer mehr davon zu genießen und an den Freuden der Kunst teilzunehmen, den drängt es also, mitzuhelfen, allen Klassengenossen durch die Verwirklichung des Sozialismus den Weg und die Mittel zum Genießen reiner Kunst zu vermitteln.

Ist nun Gustav Falke der Dichter, in dessen Liedern Sehnsucht und Hoffnung des kämpfenden Proletariats sich spiegeln? Sicher nicht! Aber die Hamburger Arbeiter, die ihn, der seit langem dort lebt, ganz besonders lieben, sagen von ihm, daß er ihnen zwar nicht die inneren Schmerzen und Änße dämmen könne, daß er ihnen aber Freude und Lachen schaffe und dafür seien sie ihm dankbar. Gerade der denkende Arbeiter empfindet Poesie dankbar, empfindet sie als was sie ist: als ein Stück Wirklichkeit, das nicht allein selber schön ist, sondern überdies noch das Abbild von etwas Schönerem empfindet nicht nur die Worte und den Klang lyrischer Gedichte als schön, sondern außerdem noch die Gedanken, die sie erwecken. Daher die Freude unsrer Arbeiter an Heinrich Heins, Richard Dehmel, Detlev v. Liliencron u. a.

Detlev v. Liliencron! Er bildet gewissermaßen den Anfang. Gustav Falke die Fortsetzung der naturalistischen

Lyrik. Der Dichter der Adjutantenritte war es, der die „mutwillige Ursprünglichkeit“ und ein bis dahin nicht gekanntes wunderbares Klanggefühl heimisch machte, der das Versgesetz der betonten Silben wieder zu Ehren brachte, der dem aus dem Kateinischen übernommenen Prinzip der Silbenmenge den Kaufpaß gab und seine Poesie an überhaupt kein Gesetz band — kurzum: der nur die Bedingung anerkannte, daß die Form der Dichtung dem Inhalte verwandt sein müsse. So auch Falke. Während aber Liliencron nach seinem Ausdruck:

„Denn soll ein Dichterherz erbeben,
Dann muß es mitten stehn im Leben,
Sonst heimst es keine Garben ein“

seine Stoffe aus dem vollen Leben schöpft, begnügt sich Falke mit dem engen Familienkreise und läßt sich gern nennen den Dichter des tiefinnerlichen Eheglikes. Nur selten wecken phantastische Träumereien in ihm die Sehnsucht nach dem Treiben der Welt, aber ein Blick auf den friedlichen häuslichen Herd genügt ihm, vollkommen glücklich zu werden. Eine Pension von 3000 Mark pro Jahr, die der hamb. Staat ihm zahlt, ermöglicht ihm ein sorgenloses Eingeben an dichterisches Schaffen. Er ist, sagt Diederich in „Von unten auf“, „einer von der Art, die lieber leise als laut von ihrem Empfinden zeugt, aber doch mutig mit feststoffenen Augen ins Leben schaut und sich nichts von ihm verschweigen läßt.“ Wie sein größeres Vorbild Liliencron gibt er die stimmungsvollsten Landschaftsbilder mit zarter Poesie wieder und gar oft erklingt uns die Schlichtheit des Volksliedes aus seiner Lyrik entgegen. Zuweilen berührt er auch jenen „heißle“ Dinge mit einer so großzügigen Naivität, daß selbst prüde Seelen nichts Anstößiges dabei finden können. Wie Liliencron ist auch Falke ein natürliches Laktgefühl eigen, wodurch er sich vorteilhaft vor vielen Uebermodernen auszeichnet.

Dieser Dichter wäre noch weit größer und bedeutender, wenn er sich nicht gar zu sehr von der Verhüllung mit der Außenwelt abschloß. Einer der klügsten unter den modernen Dichtern, Hermann Bahr, sagt richtig:

„Der Einzelne gewinnt im Umgang mit Anderen Fähigkeiten, die er aus sich selbst niemals hervorgebracht hätte. Das tritt noch stärker hervor, wenn ein Einzelner mit einer Masse geistig zusammenwirkt. . . . Hier überträgt sich, gegenseitige Sympathie vorausgesetzt, die Kraft der Masse auf den Einzelnen und befähigt ihn zu erhöhten Leistungen. Die Persönlichkeit kann nur dann zur vollen Entfaltung kommen, wenn sie in Berührung und Reibung mit der Masse bleibt. . . . Nicht im Zurückziehen auf das eigene „Ich“, nicht in der Abschließung von der Außenwelt. . . . bringt das Talent sein Höchstes hervor, sondern indem es sich der Außenwelt anschließt, indem es sich der Gesellschaft, seiner Klasse oder der ganzen Menschheit zur Verfügung stellt.“ (Aus Bahrs Vortrag in Hamburg und Zürich.)

Daß Gustav Falke stilles Wesen und leise Schaffensart das nicht zuläßt, das trägt auch die Schuld daran, daß er nicht weit bekannt ist. Und auch wir würden ihn noch inniger lieben, wenn er etwas von Jean Paul angenommen hätte, der gegen Goethe einst schrieb:

„In der jetzigen Zeit, nicht der Völkerveränderung nach außen, sondern der Völkeregungen nach innen, wo Weltteile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reißt, wird auch der Dichter mit fortgezogen und wenigstens das Herz will mit schlagen helfen. Wahrscheinlich, man kann nicht anders und ich achte keinen Mann, der sich jensei des Hofes der Kunst zuwendet, ohne die Kunst selbst gegen die Zeit zu kehren.“ Und ganz ähnlich proklamierte Hoffmann v. Fallersleben die Aufgabe der Dichter:

„Und wer nicht die Kunst in unserer Zeit
Weiß gegen die Zeit zu richten,
Der werde nun endlich leziten peisheit
Und lasse lieber das Dichten!“

Ganz andere Meinung über den Dichterberuf ist Falke. Er zeichnet über die Tätigkeit des Dichters folgendes amüßliche Bild:

„Rint vom Herd, ein Amstern. Leise leis.
Nichts wird ein lektes dürres Reis.
Rechts der Wanduhr harter fester Schlag,
Kostlos freit der Reiger durch den Tag.“

Zwischen beiden Mähnern sitzt und sinnt
Einer, der an goldenen Fäden spinnt,
Eine feine, hohe Brücke schlägt,
Die ihn über Tag und Stunden trägt.
Lautlos flammt ein Feuer und erhellt
Eine zeitentrückte heitre Welt.“

Aber Falke ist ein Poet, ist im besten Sinne des Wortes, mehr noch als Lyriker und Balladiker, ein echter, rechter Dichter, ein Kämpfer zwar nicht für Freiheit und Brot, aber für Freude und Schönheit, deren auch der Kämpfer nicht entzagen kann. Und wenn einst die Kunst Gemeingut Aller sein wird, dann werden die künstlerisch schaffenden wie auch die künstlerisch genießenden Proletarier gern zu den sonnig-gemüthlichen Versen Gustav Falkes greifen. Weil sie dann Zeit und Muße haben werden.

R. A.



Allerlei.

Eine Wpissagung für 1913.

In Berliner Hofkreisen geht gegenwärtig eine geheimnisvolle Geschichte von Mund zu Mund. Es handelt sich um eine Prophezeiung, deren Urkunde im Hausarchiv der Hohenzollern aufbewahrt sein soll. Die Geschichte aber lautet ungefähre so: Im Jahre 1820 befragte Prinz Wilhelm von Preußen die berühmte Lenormand, die Heilige aller Traumbücher und Kartenlegerei, nach seiner und Preußens Zukunft.

Er richtete, wie später ein anderer Preuße, vier Fragen an das Schicksal. Die erste Frage war: Wann werde ich an der Spitze einer Armee kämpfen? Die Prophetin forderte ihn auf, die Jahreszahl dieser denkwürdigen Audienz mit sich selbst — wagemutig und senkrecht — zu addieren. Das ergab 1849. Madame Lenormand ahnte den künftigen Kartägenprinzen, der 1849 den bairischen Aufstand glorreich überwand.

Und wann werde ich abermals einen Krieg siegreich beendigen, war die zweite Frage des Prinzen.

Die Zukunft liegt in der Wiederholung desselben magischen Zahlenspiels, beehrte ihn die Lenormand.

Und Wilhelm rechnete: 1849 + 1 + 8 + 4 + 9 = 1871. Zudritt wünschte Wilhelm sein Todesjahr zu wissen. Nichts einfacher als dies. Es bedarf nur desselben Exempels: 1871 + 1 + 8 + 7 + 1 = 1888.

Richtig, in diesem Jahre starb Wilhelm I.

Endlich hob Wilhelm zu der letzten, dunkelsten Frage aus: Wann wird Preußen untergehen? Madame Lenormand aber wiederholte unbewegt den gleichen arithmetischen Spitz: 1888 + 1 + 8 + 8 + 8 = 1913.

1913 — das ist Preußens Ende! Und darum, so räumt man am Hofe, will man in Preußen keinen Krieg. . . .

Eine lustige Schulschicht, die von einem Schulmanne selber stammt, lesen wir in der „Mölnischen Zeitung“: Der Herr Schulinsektor hat die Schule zu X. inspiziert und hält nun Konferenz mit dem Direktor und den Lehrern. Der gestrenge Vorgesetzte äußert sich sehr lobend über die Leistungen der Schüler. „Aber“, so fügt er hinzu, „die Schule ist nicht nur dazu da, den Schülern den Wissensstoff beizubringen, sondern sie soll die Knaben auch zu einer gefälligen Lebensart erziehen. Dazu gehört, daß sie es verstehen, in angemessener Form Antwort zu geben. Es ist mir aufgefallen, daß die Antworten der Schüler ungenügend, ja geradezu unhöflich herauskommen. Sie geben dem Fragenden, dem sie antworten, nicht die diesem zukommende Anrede. So antwortete der Schüler, den ich nach seinem Namen fragte, mit einem kurzen: Müller, statt höflich: Müller, Herr Inspektor. Sorgen Sie dafür meine Herren, daß wenigstens diese einfache Höflichkeitsregel den Schülern fest eingeprägt wird.“ Ein Jahr später! Der Herr Inspektor ist von neuem zur Besichtigung erschienen und tritt in das Klassenzimmer, in dem jeben Religionsunterricht erteilt wird. Man ist gerade beim „Sündenfall“. Der Herr Inspektor — als Mann der Praxis — greift unmittelbar in den Unterricht ein und nimmt dem Herrn Lehrer die Fragestellung ab. „Wie sagte da Gott zur Schlange?“ so fragt er den Ketten Müller. Und prompt erfolgt, eingebend der strengen Instruktion, die Antwort: „Verflucht sollst du sein, Herr Inspektor.“ — „Nein, nein, das meine ich nicht; was sagte der Herr noch weiter zur Schlange?“ Müller: „Auf dem Bauche sollst du kriechen, Herr Inspektor.“ „Am Gottes willen weiter, was noch mehr?“ Müller: „Ich werde die den Kopf zertreten, Herr Inspektor.“ . . .

Von englischen Vogern. Die Geschichte des englischen Vorkampfes ist beinahe so alt, wie die Geschichte Englands selber. In „Wie es euch gefällt“, einer seiner reizendsten Komödien, führt uns Shakespeare ein Liebespaar vor, das sich erst nach einem wütenden Vorkampfe heiratet. Im 18. Jahrhundert er-

freute sich der Faustkampf vor allem der Gunst des Adels; vor allem der Jahrmärkte von Southwark war lange Zeit berühmt wegen seiner Vorkämpfe. Am 20. September 1790 kämpften die beiden Champions Humphrey und Mendoga öffentlich zu Otham in Hampshire; der Eintrittspreis betrug eine halbe Guinee; der Zulauf soll mindestens so groß gewesen sein, als wie Johnson mit Jeffries kämpfte. Mendoga unterlag, obwohl sein Gegner dermaßen aufgepöbelt auf dem Kampfplatz erschien, daß er in seinen Bewegungen recht benegt war. — 1811 war Tom Trig Bogerkönig; er war zuerst Köhler gewesen (daher sein Spitzname „Schwarzer Diamant“), dann Schloffer, dann Radträger im Hafen; eines Tages fiel er unter der Last einer Kiste mit Orangen zu Boden und wäre beinahe erdrückt worden; er führte dann eine Zeitlang eine recht traurige Existenz; als er seine Kräfte wieder gewonnen hatte, ward er Boger, versuchte sich zuerst an Meistern zweiter Stärke und schließlich an dem berühmten Jim Belcher. Als er diesen geschlagen hatte, wurde er zum „Champion of Old England“ ausgerufen. In der Folgezeit besiegte er dann den angeblich unbesiegbaren Mulatten Polineau; dieser denkwürdige Kampf fand vor 20 000 Zuschauern in Whiteleyton Gap in der Grafschaft Wiltshire statt. Die Zuschauerschaft setzte sich nur aus den ersten Gesellschaftsklassen zusammen. Der wilde Kampf dauerte nur elf Runden; in der zweiten Runde erhielt Trig einen „Stoß“ über den Mund, der ihn Blut spuden ließ; in der dritten Runde gab er ein blaues Auge; aber zum Schluß zwang er doch seinen Gegner nieder. Dieser Faustkampf erregte die Gemüter in ganz unbeschreiblicher Weise; beinahe hätte es in einem Viertel Londons einen Aufstand gegeben, weil sich die Bevölkerung nicht genügend über die einzelnen Details des Kampfes unterrichten konnte.

Tom Trig erhielt 400 Pfund Sterling (rund 8000 Mk.) und einen wertvollen Silberbecher; hätte der Kampf heute stattgefunden, so wäre er dadurch mindestens Millionär geworden.

Schaffender. Bei Bauarbeiten im Franziskanerkloster der spanischen Stadt Logrono wurde ein reicher Schatz gefunden: eine große Anzahl arabischer Schwerter mit Goldgriffen, 42 Hüftungen aus Eisen und Gold, worunter eine mit Edelsteinen eingelegte, silberne und goldene Sporen, drei Säde voll Münzen und drei Mumien in Ebenholzgräben. Der Schatz stammt vermutlich aus dem 14. Jahrhundert.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Rattribuchhandlung bezogen werden.)

Aus der Sturmzeit. Diesen Titel führt der Hauptroman, mit dem die besten bekannte Zeitschrift „In freien Stunden“ ihren 17. Jahrgang beginnt. Der Roman spielt zur Zeit der russischen Revolution. Er zeigt, mit welcher beispiellosen Brutalität die russische Regierung gegen die Kämpfer für eine neue Zeit wütete. Der Willkür und Robeit der Regierung und ihrer Trabanten stellt sich die freudige Aufopferung des Volkes im Kampfe um Freiheit und Recht entgegen. Männer und Frauen aus der Intelligenz und dem Volke gehen lächelnd in den Kerker, in die Verbannung, in den Tod. — Der Roman bringt uns eine Reihe solcher Helden der Revolution menschlich näher; er zeigt, was für prächtige Menschen auf dem vulkanischen Boden der zarischen Despotie erwachsen. Selbstverständlich lernen wir auch die Schattengewächse des verfaulten Riesenreichs kennen. So befindet sich unter anderem eine Spitzespionage von unheimlich wirrender Kraft in dem Buche. Die den Text belebenden Illustrationen sind von der bekannten Malerin J. I. Schüb-Schur.

Neben dem Hauptroman wird zunächst eine packende Novelle von E. A. Hoffmann, betitelt Das Fräulein von Seiber, zum Abdruck gebracht.

In jedem Heft sind ferner kurze populär-wissenschaftliche Abhandlungen aus den verschiedenen Wissensgebieten. Auch dem Humor ist in jedem Heft eine Ecke gewidmet.

Die Zeitschrift „In freien Stunden“ kostet trotz ihrer Vielseitigkeit nur 10 Pfennig pro Heft. Der billige Preis ermöglicht es jeder Arbeiterfamilie, diese gute Zeitschrift in ihrem Hause zu haben.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Speditoren und Kolporteurs entgegen. Probenummern kostenlos vom Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & Co., Berlin.

Zu neuer Arbeit ist der Leitartikel der Nummer 1 des Jahrgangs 1913 der kommunalen Praxis betitelt. In diesem werden zwei Neueinrichtungen angeführt, die sicher allgemeinem Interesse begegnen werden. Schon immer wird den Bedürfnissen der Landgemeinden ein besonderes Interesse entgegengebracht; von jetzt ab aber soll dieses Gebiet noch ausgefüllt werden und wird in jeder Nummer eine besondere Abtheilung, betitelt Die Landgemeinde, erhalten sein. Aber auch den ehrenamtlich tätigen Genossen, die nicht Gemeindeglieder